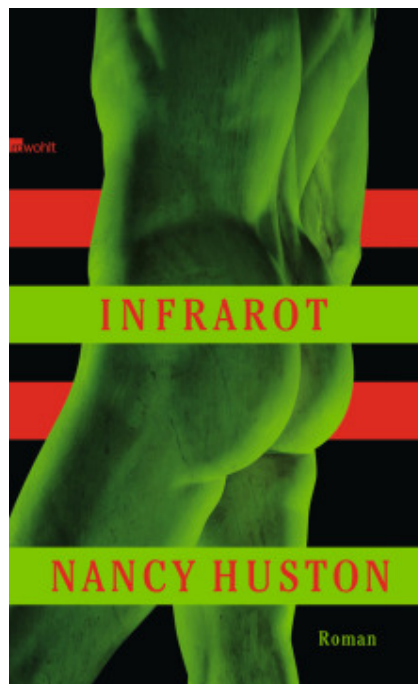


Leseprobe aus:

Nancy Huston

Infrarot



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Auf der roten Bank des Cafés sinkt Rena immer weiter nach rechts, senkt ihren Kopf langsam und unmerklich auf Ingrid's fülligen, mütterlichen Leib. Sie hat in der Nacht nicht geschlafen. Ingrid legt den Arm um sie, und es ist wirklich schwer zu sagen, wer sich in diesem weiblichen Duo an wen klammert. Obwohl Rena die Augen geschlossen hat, schläft sie nicht ein, sie riecht Reinigungsmittel und aufgeschäumte Milch, spürt die Bitterkeit des Tabaks in der Kehle, findet Ingrid's weiche Bluse an ihrer Wange angenehm und die Geräusche des Cafés unendlich beruhigend: Löffel klappern, Türen gehen auf und zu, Stimmen überlagern sich, ganz unterschiedliche, Geschäftsmänner, die eilig ihren *Ristretto* schlürfen, ehe sie nach Rom fahren, ein Trunkenbold, der das erste Bier des Tages bestellt, Lautsprecherhinweise auf abfahrende und ankommende Züge, schwatzende Kellnerinnen. Rena senkt den Kopf. Ich senke, also bin ich, sagt sie sich, nein, ich sinke nach rechts, also bin ich in Italien, *italic*, Kursivschrift, meine Gedanken sind kursiv, sie schreien, drängen, kreisen, schimpfen, klagen mich an, *du, der hochempfindliche Film, wie ist das möglich, wie? Du hast nichts gesehen, nichts geahnt, nichts verstanden, nichts gespürt, nichts aufgespürt?* Nein, das nicht, Brust ja, Haut ja, Magen ja, Bronchien ja, Mittelfell ja, die Infrarotfotografie ist seit 1936 wegen ihres großen Nutzens auf diesen Gebieten anerkannt, aber das nicht, wirklich, das nicht, nein, überhaupt nicht.

DIENSTAG

Ich werde überallhin gehen

Cenci

«Ah ja. Sie sind die letzte Greenblatt!», sagt mürrisch, auf Italienisch, ohne sie anzusehen, stattdessen griesgrämig auf das Foto in ihrem Pass starrend, der Mann am Empfang des Hotel Guelfa. «Ihre Eltern sind gestern spätabends angekommen», fügt er vorwurfsvoll hinzu. «*Sehr* spät.»

Rena korrigiert ihn nicht, erklärt ihm nicht, dass es gar nicht ihre Eltern sind, besser gesagt der eine ja, die andere nein, sie hat nicht die geringste Lust, sich diesem Schlangennest, dieser Büchse der Pandora, diesem Medusenhaupt zu nähern, also schweigt sie auf Italienisch, lächelt auf Italienisch, nickt auf Italienisch, zeigt voll gutem Willen die Gelassenheit, nach der sie strebt. Die Wahrheit ist, dass sie diesen Augenblick seit vielen Wochen fürchtet.

«Ich weiß, dass es absurd ist, aber ich fühle mich schon schuldig, bevor es überhaupt losgeht», hat sie erst vor ein paar Stunden zu Aziz gesagt, während sie langsam durch den dichten Nebel fahren, der den Flughafen Roissy-Charles-de-Gaulle aus unerklärlichen Gründen zu jeder Jahres- und Tageszeit einzuhüllen scheint. «Na, na! Madame übertreibt!», hat Aziz sie geneckt und dabei ihren linken Schenkel gestreichelt. «Madame gönnt sich acht Tage Ferien in der Toskana, und dann will sie auch noch, dass man sie bedauert!»

Auf dem Kurzzeitparkplatz, neben dem Auto, hat sie ihren Liebsten lange umarmt. «Auf Wiedersehen, mein Herz.

Wir telefonieren jeden Tag, ja?» – «Natürlich.» Aziz hat sie in die Arme genommen und fest an sich gedrückt. Dann hat er sich von ihr gelöst, um sie anzusehen: «Du bist heute Morgen echt ziemlich neben der Spur, aber ich mache mir keine Sorgen. Du bist bewaffnet, du wirst überleben.»

Aziz kennt sie gut. Er weiß, dass sie Simon und Ingrid mit ihrer Canon auf Abstand halten, anvisieren, in einen Ausschnitt setzen, beschießen will. «Komm schon, du wirst überleben», hat er wiederholt, als er ins Auto gestiegen ist. Sie hat sich vorgebeugt, um ein letztes Mal in seinem dunklen Blick zu versinken, während sie mit dem Zeigefinger langsam über ihre Unterlippe strich.

Am Morgen vor dem Weckerklingeln hatten sie sich geliebt, und sie hatte gewollt, dass er über ihrem Gesicht kommt. Dieser Moment war so stark, als sie seinen Penis in beiden Händen hielt und spürte, wie der Samen aufstieg und herausspritzte, warme, wunderbare Verjüngungscreme, sie hatte ihn auf ihrem Gesicht, ihrem Hals, ihren Brüsten verteilt, hatte gefühlt, wie er trocknete und abkühlte; als sie sich später wusch, hatte sie darauf geachtet, dass unter dem Kiefer, am Halsansatz, fein und transparent ein Rest der unsichtbaren Spur ihres Geliebten blieb: eine hauchdünne Maske, die sie schützen, ihr helfen soll, der Herausforderung zu begegnen.

Der Mann reicht ihr einen Schlüssel und erklärt ihr, immer noch mürrisch und auf Italienisch, dass ihr Zimmer, Nummer 25, in der zweiten Etage liege, am Ende des Flurs.

Er sagt ihr allerdings nicht, dass das Zimmer praktisch *identisch* ist mit dem Flur: Es wurde einfach nur eine Tür und in einer Ecke eine winzige Dusche eingebaut. Auf den ersten Blick wird ihr klar, dass sie nichts auf dem Waschbecken-

rand liegen lassen darf, denn das Waschbecken wird mitgeduscht. Ein langes, schmales Zimmer also, eigentlich nur schmal. Aber vor dem Fenster sieht sie ein reizendes Gärtchen mit Blumen und wildem Wein an den Mauern, dahinter rote Ziegeldächer. Sie holt tief Luft. Siehst du?, sagt sie ganz leise zu Subra, ihrer ganz speziellen Freundin, die sie überallhin begleitet. Das immerhin ist Florenz, es gibt das Schöne.

Warum solltest du dich eigentlich schuldig fühlen?, fragt Subra. Du bist schließlich nicht Beatrice Cenci, soviel ich weiß.

Das stimmt allerdings, gibt Rena zu. Erstens wurde ich nicht im 16. Jahrhundert in eine römische Aristokratenfamilie geboren. Außerdem bin ich nicht mehr einundzwanzig. Mein fünfundvierzigjähriger Vater hat mich nicht mit seiner zweiten Ehefrau Lucrezia in seinem Palazzo in den Abruzzen eingesperrt, um uns zu demütigen und zu misshandeln. Er hat auch nicht versucht, mich zu vergewaltigen. Ich habe nicht mit Hilfe meines Bruders und meiner Stiefmutter seinen Mord geplant. Ich habe keine Killer engagiert, damit sie mit Keulenschlägen einen dicken Nagel in sein rechtes Auge treiben, und bin nicht selbst dabei gewesen. Ich habe auch nicht seinen Leichnam den Felsen hinabgeworfen. Ich wurde nicht verhaftet, verhört und zum Tode verurteilt. Man hat mir nicht 1599 im Castel Sant'Angelo am Tiber den Kopf abgeschlagen. Nein, nein, ganz und gar nicht: Ich bin in Florenz, nicht in Rom, meine Stiefmutter liebt meinen Vater, und fünfundvierzig bin ich selbst, ich trage meinen Kopf noch auf den Schultern, und alle sind unschuldig!

Subra kichert.

Rena geht durch den Flur bis zum Zimmer 23 und kratzt an der Tür wie eine Katze. Lange Pause. Warum diese Panik? Es gibt das Schöne. Ich schenke ihnen ganz einfach diese Reise, ihnen, die noch nie in Italien waren, zum siebenzigsten Geburtstag meines Vaters.

Sacco di Firenze

Simon ist weniger in Ferienlaune denn je; Ingrids Gesicht ist geschwollen, ihre Augen sind gerötet vom Weinen.

Es ist nach zwölf, aber die beiden sind gerade erst aufgestanden. Sind sie doch gestern Abend nur knapp einer Tragödie entronnen: Während sie frühstücken, gibt Ingrid einen ausführlichen Bericht. Sie waren mit Verspätung um ein Uhr morgens aus Rotterdam angekommen, nachdem sie die ganze Reise in einem Zug voll lauter und aufgedrehter *Ragazzi* gemacht hatten. Als sie völlig gerädert aus dem Zug gestiegen sind, haben sie versucht, sich in der unbekanntten Stadt, dem unbekanntten Land, der unbekanntten Sprache zu orientieren, und sind, beladen mit ihren sieben Gepäckstücken, einige mit Rädern, andere an ihren Rücken oder Schultern, eine halbe Ewigkeit an der Stazione Santa Maria Novella herumgeirrt. Natürlich haben sie sich verlaufen und einen riesigen Umweg gemacht, sind an wundervollen Bauwerken vorbeigekommen, die sie dafür hassten, dass sie nicht das Hotel Guelfa waren. (Santa Maria Novella, nicht der Bahnhof, sondern die Kirche, geschmückt von Michelangelos Lehrer Domenico Ghirlandajo persönlich! Da stand sie, vor ihren Augen, in der milden Florentiner Nacht!) Erschöpft waren sie an einer Kreuz-

zung stehen geblieben, um ihre Sinne und neue Kräfte zu sammeln und im Licht einer Straßenlaterne die Karte zu studieren. Als sie schließlich ganz außer Atem in ihrem Zimmer im Hotel Guelfa angekommen sind, nach dem Warten vor der Tür, dem Wortwechsel mit dem unfreundlichen Portier und dem Erklimmen der Treppen (drei Etagen, sehr steil), hat Ingrid automatisch die Gepäckstücke gezählt und ... sechs anstatt sieben. Noch mal zählen: sechs, wirklich. Ohnmacht. Der fehlende Rucksack, obwohl der kleinste, war der wichtigste; er enthielt ihre Pässe, Flugtickets, Geld. Also ist Simon – erschöpft, gerädert, verstört, siebzigjährig – wieder hinuntergestiegen, hat erneut den Weg bis zur Straßenkreuzung, an der sie ausgeruht hatten, zurückgelegt und trotz des ständigen Kommens und Gehens an dieser Stelle den Rucksack unter der Straßenlaterne gefunden.

«Ebenso wunderbar unberührt wie die Jungfrau», schließt er triumphierend.

Bei der bloßen Erinnerung an ihre Angst vom Vortag weint Ingrid heiße Tränen.

Man könnte ein Epos schreiben, überlegt Rena: Der Sack von Florenz, als Anspielung auf den *Sacco di Roma*. Aber ganz bestimmt will Ingrid nichts davon hören, dass die Plünderung Roms 1527 durch die Armee Karls V. zwanzigtausend Tote gefordert und unermessliche Schäden an den Kunstschätzen angerichtet hat; für sie ist die einzige Zerstörung in der Geschichte der Menschheit die ihrer Heimatstadt Rotterdam durch die Deutschen am 14. Mai 1940. Ingrid war damals einen Monat alt, das Haus ihrer Familie wurde getroffen und stürzte ein, ihre Mutter und ihre drei Brüder starben unter den Trümmern, sie selbst verdankt ihr Leben dem gusseisernen Ofen, neben dem ihre Wiege stand. «Ich bin in Ruinen

geboren», erzählt sie immer wieder schluchzend, «ich habe an der Brust eines Skeletts getrunken!»

«Äh ... Florenz? Wollt ihr Florenz sehen?»

Das fängt nicht gut an.

Angoli del mondo

Während die Florentiner schon bei der Mittagspause sind, scheinen es Simon und Ingrid immer noch nicht eilig zu haben, vom Frühstückstisch aufzustehen.

«Willst du nicht etwas von unserem Gebäck essen, Rena?», fragt Ingrid. «Hast du abgenommen? Wie viel wiegst du?»

Sie ist mir böse, denkt Rena, weil ich einen Körper habe, der sich nicht verändert, einen Körper, dessen Ecken sich bisher weder durch die Mutterschaft noch durch die Jahre gerundet haben. Mit fünfundvierzig habe ich denselben Hüftumfang wie mit achtzehn, als sie mich kennengelernt hat, sie denkt, dass es für Toussaint und Thierno ganz schön eng gewesen sein muss da drinnen. Sie hat grundsätzlich Probleme mit meinem Aussehen, sie findet mich morbid: mein Geschmack für dunkle Brillen, dunkles Outfit, Leder.

Diese Rena!, sagt Subra und ahmt in Renas Kopf perfekt Ingrids Stimme nach. Immer ein Rucksack statt einer Handtasche, weil ihr vor Damentaschen graut, wie vor allem Damenhaften. Und neuerdings trägt sie auch noch einen Herrenfilzhut; er dient ihr angeblich mal als Sonnen- und mal als Regenschirm, und ihre Hände bleiben frei für die Fotos. Und diese kurzgeschnittenen Haare! Wie eine Lesbierin. Das würde mich übrigens gar nicht wundern. Bei

Rena wundert mich gar nichts. Warum sollte sie sich auch nur an Männer halten? Wenn man eine Forscherseele hat, erforscht man alles, oder? Und obendrein das Vorbild ihres Bruders . . .

«Du weißt doch, dass ich keine Waage mag», sagt Rena laut. «Als meine Söhne Babys waren, habe ich mich auch geweigert, sie zu wiegen, ich fand, wenn sie zu schwächlich wären, würde ich es schon selbst merken.»

«Aber du musst dich doch wiegen, wenn du beim Arzt bist?»

«Deshalb gehe ich den Vertretern dieser Profession lieber aus dem Weg. Warte, beim letzten Mal waren es, glaub ich, neunundvierzig Kilo.»

«Das ist zu wenig für eine Frau deiner Größe. Stimmt's, Papa?»

«Okay, ich werde versuchen, kleiner zu werden.»

Oh, oh! Nicht mal Simon lacht darüber. Es ist ihr Vater und nicht Ingrids, aber Ingrid nennt ihn seit der Geburt ihrer vier Töchter in den achtziger Jahren *Papa*, und anscheinend hat er nichts dagegen.

Armer Simon, denkt Rena. Er sieht schon jetzt ganz mutlos aus. Fürchtet sich vor den kommenden Tagen. Hat Angst, dass ich sie herumschleifen, schubsen, verblüffen, beeindrucken, beschämen, mit meinem Wissen, meiner Energie, meiner Neugier erschlagen will. Sagt sich, dass sie besser direkt von Rotterdam nach Montreal zurückgekehrt wären. Möchte mich aber nicht enttäuschen. «Liebste Tochter, ich bekenne, dass ich alt bin», wie König Lear sagt. Siebzig ist heutzutage nicht alt, er ist einfach müde, und ich belaste ihn. Ich strenge ihn an und belaste ihn.

Sie haben das widerliche Gebäck in Plastikfolie aufgeses-

sen und den sogenannten Orangensaft getrunken, jetzt fragen sie sich, ob es nicht möglich wäre, noch eine zweite Tasse Kaffee zu bekommen, keinen Cappuccino diesmal, sondern einen Milchkaffee.

Rena geht zur Bar, um ihre Bestellung weiterzuleiten, der Kellner antwortet schroff, *cappuccino* und *caffèlatte* seien *la stessa cosa*, daraufhin erklärt sie ihm ganz genau, was sie wollen – einen normalen Kaffee mit etwas warmer Milch dazu –, und setzt sich durch. Sie sind baff.

«Ach so, du sprichst Italienisch!», ruft Ingrid, als sie zurückkommt.

Nein, nein, eigentlich nicht, nur mit Unbekannten fällt die Verständigung leichter.

«Kein Kunststück, polyglott zu sein», kommentiert Ingrid die linguistischen Fähigkeiten ihrer Stieftochter, «wenn man mit einer ganzen Schar Ausländer verheiratet war und beruflich in allen Ecken der Welt unterwegs ist.»

Es ist also nicht dein Verdienst, murmelt Subra.

«So ist es», antwortet Rena. Es hätte gar keinen Sinn, sie erneut daran zu erinnern, dass meine vier Ehemänner – Fabrice, der Haitianer, Khim, der Kambodschaner, Alioune, der Senegalese, und Aziz, der Algerier – dank der besonderen Großzügigkeit der französischen Kolonialisierung alle französisch sprechen. Wie übrigens auch meine Liebhaber aus Quebec: all die Lehrer, Fernfahrer, Kellner, Sänger und Müllmänner, deren «Du bist schön», «Gib mir ein Küsschen», «Hab mich in dich verliebt» meine Jugendjahre prägten. Ich zog sie meinen anglophonen Nachbarn und Klassenkameraden vor, die für meinen Geschmack zu fromm waren und Sex mit dem gleichen Eifer betrieben wie Jogging – obwohl sie dafür meistens die Turnschuhe auszogen. Mittendrin un-

terzogen sie mich einem Verhör über die Art und Intensität meiner Lust, und nach dem Orgasmus rannten sie sofort unter die Dusche.

Daher kommt es also, dass die englische Sprache auf dich wirkt wie eine kalte Dusche!, vermutet Subra.

Ecco. Ich bin nicht frankophil, sondern frankophonophil, ich habe eine irrationale Schwäche für die französische Sprache in all ihren Abwandlungen. Trotzdem schlage ich mich ganz ordentlich auf Italienisch.

«Es ist komisch, dass man immer noch von den Ecken der Welt spricht», murmelt Simon.

«Das ist eine Redewendung!», verteidigt sich Ingrid.

«Ja, aber sie muss vor Kolumbus entstanden sein, glaubst du nicht?», grübelt ihr Gatte. «Bevor man erkannt hat, dass die Erde rund ist.»

«Äh . . .», wagt sich Rena einzumischen. «Wollen wir nicht rausgehen?»

Sie können nicht nein sagen, sagt sie zu Subra. Sie können ja schließlich nicht antworten: Weißt du, Rena, eigentlich sind wir nur in die Toskana gekommen, um uns acht Tage lang in einem mittelmäßigen Hotel ohne Blick einzuschließen.

Rena klammert sich an Subra, die imaginäre große Schwester, die seit Jahrzehnten alles gutheißt, was sie sagt, über ihre Witze lacht, ihre Lügen schluckt (zum Beispiel ganz ruhig die Vorstellung akzeptiert, sie sei schon mit Aziz verheiratet) und ihre Ängste lindert.